

Unter Druck

Das Historische Museum in Bern stellt 1968 aus - und blendet dank sehr viel Material zurück in eine Zeit des Aufbruchs, als der Protest mediengerecht wurde.

Daniel Di Falco

Ja, das muss eine andere Zeit gewesen sein, und die 68er wollten ihr ein Ende machen; davon hat man schon gehört. Aber gerade darum horcht man hier auf. «Ihr habt keine Ahnung. Es war grauhaft!» So sagt es die Berner Künstlerin Lilly Keller, die damals in der Szene um die Kunsthalle unterwegs war. Heute ist sie 88 und eine von 16 Zeitzeuginnen im Historischen Museum in Bern; man hört sie aus einem der Lautsprecher gleich am Anfang. Aber noch mehr als ihre Erinnerung daran, dass sie «die falsche Moral zerstören» wollte, «das Christentum, das Bürgertum, das ganze Eingesessene», mehr als diese Parole erstaunt einen die Vehemenz, die Mischung aus Ärger und Ekel, die Lilly Keller noch heute überkommt beim Gedanken an den Ungeist jener Zeit.

Was war schrecklich? Was wäre heute anders, wenn 1968 nicht gewesen wäre? Und warum gehört zur Zeitzeugenriege hier nicht nur eine Künstlerin wie Lilly Keller, ein Hausbesitzer wie Marc Rudin, ein Nonkonformist wie Heinz Däpp, eine Rockerin wie Eliana Malnati, sondern auch Michael Dreher? Und zwar derselbe Dreher, der damals Wirtschaft an der HSG studierte, bevor er die Auto-Partei gründete und erklärte, er wolle «Linke und Grüne an die Wand nageln und mit dem Flammenwerfer drüber?»

Das sind einige der Fragen, auf die man eine Antwort findet in dieser Sonderschau. Sie heisst «1968 Schweiz» und kommt eigentlich zu früh: Das 50-Jahr-Jubiläum steht erst 2018 an. Aber schon vor zehn Jahren war das so, beim letzten grossen Geburtstag, da wollten auch alle lieber zu früh sein.

Dazu orgelt Vico Torriani

Ein Geburtstag also - aber keine Feier. Und auch keine Heldengeschichten. Sondern eine Bestandesaufnahme mit einem Blick, der beides zugleich ist: einerseits offen genug, um zu zeigen, was 1968 eben auch noch alles war ausser einer revolutionär geschulten Studentenbewegung (über weite Strecken komplett unpolitisch beispielsweise). Andererseits gründlich genug, um zu sehen, inwiefern sich die Träume der 68er möglicherweise in ihr Gegenteil verkehrten (und etwa das kreative Individuum, befreit aus dem Korsett einer traditionellen Gesellschaft, zum Rohstoff der Ökonomie geworden ist).

Und schliesslich und erst recht: diese Anschaulichkeit. Man bekommt hier schnell eine Ahnung des Grauens. Bald schon steht man mitten in der «Spiessershölle» (so nennt sie das Museum selber): die mentale Enge der Nachkriegszeit als Wohnzimmer, ja Wohnbunker aus dem Brockenhaus, alles in welken, bräunlich-grauen Farben, von der Blumenmuster-tapete über das General-Guisan-Porträt bis zum verglasten Buffetschrank. Dort drin ist ein «nickendes Negerlein» eingekerkert, während an der Wand sogar Propaganda gegen das Frauenstimmrecht hängt und Vico Torriani aus dem Radiomöbel orgelt: «Im Summer schint d'Sunne / Im Winter, da schneits / I de Schwiz / I de Schwiz / I de Schwiz.»



Junge Zürcherinnen und Zürcher demonstrieren für Frieden in Vietnam: 1.-Mai-Kundgebung, 1968. Foto: Keystone

In der «Spiessershölle» wird die mentale Enge der Nachkriegszeit zum Wohnbunker aus dem Brockenhaus.

Das alles ist eine Karikatur, aber sie trifft eine Wahrheit - hier ist es der verschärfte Wille zum Idyll und zu konservativen Werten in der Schweiz, wo die Geistige Landesverteidigung auch nach dem Krieg das Klima prägte.

Bei der Atmosphäre bleibt es nicht: Dazu kommt die Analyse, und das ist überhaupt die durchgehende Stärke dieser Ausstellung - sie ist so bildstark wie erkenntnisreich. Eher ungewohnt für dieses Haus ist nicht nur die packende Ästhetik der Ausstellung, sondern auch die dramaturgische Prägnanz der Räume. Was zum Beispiel in diesem Wohnzimmer buchstäblich die Wand hoch und durch die Decke geht, das sind die Indexkurven jener wirtschaftlichen und sozialen Dynamik, die das ganze Gehäuse des kleinbürgerlichen Daseins unter Druck setzte: Wohlstand, Massenmedien, Motorisierung - da wuchs die Konsumgesellschaft heran.

Und mit ihr die Jugendkultur. Die «Bravo»-Hefte und die Jeansjacken in der Wohnzimmerecke stellen die Vorboten jener Konflikte dar, die man im nächsten Raum eindrücklich vorgeführt bekommt. Es sind Fernsehbilder, und sie zeigen den Zusammenprall von Verkrustung und Aufbruch: die Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg in den USA, die Strassenschlachten in Paris, die

Zürcher Rolling-Stones-Tumulte, die provokative Szeemann-Schau in der Berner Kunsthalle, auch das tödliche Attentat auf Benno Ohnesorg.

Spätestens damit ist 1968 auf dem Tisch. Und zwar nicht als Einzeljahr, und schon gar nicht als Revolution. Sondern als Höhepunkt eines gesellschaftlichen Aufbruchs zwischen 1965 und 1975, der öffentlichkeitswirksam wurde durch mediengerechte Formen des Protests. Erst mit solchen Szenen konnte das Bild einer geeinten Bewegung entstehen, die doch lediglich die grundsätzliche Opposition gegen das Bestehende teilte.

Schnurgerade neoliberal

Tatsächlich steckt eine Energie in diesen Szenen, die der Besucher auch noch heute abbekommt. Sodass man mit einem Anlauf ins Hauptkapitel der Ausstellung übertritt, den man hier auch braucht: Was folgt, ist eine auf Anhieb nicht zu überblickende Fülle von Objekten aus den Bereichen Politik, Kultur und Alltag. Wandzeitungen, Flugblatt-drucker und Velowimpel. Taschenbücher, Schallplatten und Konzertplakate.

Eine imposante Auslegeordnung, ein dreidimensionaler Katalog, den es nicht in Buchform gibt. Leider, denn die Ausstellung illustriert die ganze Breite dessen, was und wer 1968 alles auch noch war. Genau wie das, was davon blieb: Unter 1968 wird hier die «Wende zur heutigen Gesellschaft» verstanden, und auch dafür stehen diese Dinge. Also für den Ausbruch aus den autoritären bürgerlichen Konventionen und die ganze Vervielfältigung der akzeptierten Lebensstile, vom Konkubinats bis zur Frisur. Für die Sub- und Gegenkulturen, die

in der Musik, im Film, in der Literatur auftauchten. Für die neuen Gruppierungen und Aktionsformen in der Politik. Da kommt allerhand zusammen - viel von dem, was an der Gegenwart so selbstverständlich scheint, nahm damals seinen Anfang. Und gerade das müsste eigentlich auch ein Publikum interessieren, für das 1968 so weit weg ist wie die Jugend der Grosse Eltern.

Schliesslich erfährt man auch, was Michael Dreher hier zu suchen hat, der Rechtsausenmann mit seinem Flammenwerfer. Aber man muss schon gut aufpassen, um diesen Dreh nicht zu verpassen: An einer der Videostationen äussert der Freiburger Historiker Damir Skenderovic die These, 1968 sei eben auch die Geburtsstunde der neuen Rechten gewesen. Auch diese Leute hätten damals ähnliche Möglichkeiten der Opposition für sich entdeckt wie jene, die man gemeinhin 68er nennt.

Wenn man dieser Schau etwas ankreiden könnte, dann den Umstand, dass solche Momente hier bloss Zwischen-töne sind: Man hätte die Gegensätzlichkeiten stärker in den Vordergrund rücken können. Etwas Brisantes sagt nämlich in seiner persönlichen Bilanz auch Franco Cavalli, der frühere SP-Nationalrat, der seinerzeit in der Berner Studentenbewegung tätig war: Viele 68er seien mit ihrer «Predigt der individuellen Freiheit» schnurgerade zu «neoliberalen Ideologen» geworden. Und genau darin liege ein «innerer Widerspruch von 1968». Aber auch für diese Botschaft braucht man Geduld oder Glück. Sowie den Kopfhörer zum Einstöpseln.

Bis 17. Juni 2018.

Leser fragen

Wo sind die Grenzen meiner Freiheiten?

Sicher kennen Sie den Satz: «Die Freiheit des Einzelnen endet dort, wo die Freiheit des anderen beginnt.» Ein wichtiges Prinzip für eine funktionierende Gesellschaft. Doch das Problem ist, dass es unzählige Freiheiten gibt (Meinungsfreiheit, Bewegungsfreiheit etc.), die sich überlappen und gegenseitig ausschliessen können. Woher weiss man, wo diese Grenzen der Freiheit sind und welche Freiheit wichtiger ist als eine andere? Verliert das Zitat an Umsetzbarkeit mit einer Zunahme an Personen?

M. M.

Liebe Frau M.

Der Satz leuchtet wohl jedem unmittelbar ein. Auch Kant nutzt ihn in der «Metaphysik der Sitten», um ein «aufgeklärtes» Recht so zu charakterisieren: «Das Recht ist also der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann.» Das ist etwas abstrakter formuliert, bedeutet aber im Grunde dasselbe. Für Kant handelt es sich um eine Forderung der Vernunft, die sich aus der Widerspruchsfreiheit der Vernunft selbst ergibt. Weil die Vernunft universell ist (sonst wäre sie ja keine Vernunft), geht alles auch schön glatt auf mit den Rechten, den Pflichten und der Freiheit.

Wenn man sich aber als Nicht-Kantianer die Mühe macht, den Satz vorurteilsfrei auf tatsächliche Konflikte anzuwenden, bleibt tatsächlich oft nicht mehr viel Freiheit übrig. Die lustige Freiheit der Gotteslästerung bricht dem Frommen das Herz; die Bewegungsfreiheit steht in einem Konflikt mit der Massgabe der Senkung des CO₂-Ausstosses; und wenn man erst einmal dabei ist, sich weitere Beispiele auszudenken, fallen einem vor allem solche ein, welche den schönen Satz eher als problematisch denn als leicht anwendbar erscheinen lassen.

Peter Schneider

Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.



Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Je weiter weg der Nächste ist, desto besser funktioniert es mit der wechselseitigen Freiheitsbeschränkung. Und je näher man sich ist - im wörtlich räumlichen wie im übertragenen Sinne -, desto schwieriger wird es damit. Hier kommt die - tadaa! - Toleranz ins Spiel. Und zwar als pragmatische Bereitschaft zum Ertragen des anderen und der Bereitschaft zur Beschränkung der eigenen Freiheit. Immerhin sollte diese Toleranz reziprok sein: Auch der andere sollte in einem ähnlichen Masse bereit sein, mich zu ertragen und eine gewisse Beschränkung der eigenen Freiheit durch mich auf sich zu nehmen. Wie gross dieses Masse der Toleranz sein kann, darf oder soll, ist und bleibt wiederum strittig und wird wiederum durch andere Maximen (Klugheit, Frieden etc.) geregelt.

Was man daraus lernt: Wenn man noch so hehre Begriffe absolut setzt, funktioniert die Chose nicht. Auch die edelsten Maximen stehen immer wieder in Konflikten zueinander und fügen sich nicht zu einem harmonischen Ganzen. Mir scheint das allerdings auch nicht weiter schlimm. Es funktioniert nämlich wie eine Art von «checks and balances» - selbst im hohen Olymp der Ideale.

Nachricht

Film

Fernand Melgar eröffnet Solothurner Filmtage

Die Solothurner Filmtage werden am 25. Januar zum ersten Mal seit Jahren durch einen Dokumentarfilm und einen Westschweizer Regisseur eröffnet. Fernand Melgar begleitet in «A l'école des Philosophes» Kinder während eines Schuljahres in Yverdon-les-Bains: Léon, Louis und Ardi müssen trotz Formen von Autismus Regeln lernen; Kenza lebt mit mehrfachen Behinderungen, Chloé hat eine Erbkrankheit und Albiana eine Form von Trisomie. (SDA)

Soll ich diese bewusstlose Frau küssen?

In England wird diskutiert, ob Märchen wie «Dornröschen» frauenverachtend seien. Hier also schon mal die politisch korrekte Version. Eine Glosse von Philippe Zweifel

Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land, ein richtiger Prinz Charming, hoch zu Ross in glänzender Rüstung. Als er hörte, dass es ein Schloss geben soll, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren verwünscht schlief, ritt er unverzüglich dorthin. Da lag das Mädchen und war so schön, dass er die Augen nicht abwenden konnte. Er rückte

sich und wollte Dornröschen einen Kuss auf die vollen, roten Lippen geben - doch dann wich er zurück.

Durfte er das? Sich an wildfremden Menschen zu reiben oder sie unsittlich zu berühren, so viel war dem Königssohn bewusst, ist ausnahmslos Belästigung. Schon eine nicht ernst genommene Abfuhr kann schwere Folgen haben - und Dornröschen war bewusstlos!

Kümmernis wuchs wie ein Unkraut im Herzen des Königssohns, immer höher, dass er keine Ruhe mehr hatte. Der Geschlechtstrieb, haderte er, ist der Ausbund des Übergriffigen, er ist darauf angelegt, dass jemand sich übergriffig verhält! Mit Gram dachte der junge Mann an seine Eltern. Morgens ging der König auf die Jagd in die Berge und schoss das Wild daher, abends kam er wieder, und da

mussten Essen und Gemahlin bereit sein. Auch das Fest fiel ihm ein, das der König letztthin für ihn anstellte, das drei Tage dauerte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden. Doch wie ein Weibchen kennen lernen, ohne dass es sich belästigt fühlte? Die Erinnerung an die Getändel, die sich ins Ewige gezogen hatten, weil niemand sich traute, den ersten Schritt zu machen, liess den Königssohn erst recht verzagen.

Wie zum Hohn flogen zum Fensterlein jetzt zwei weisse Turteltaubchen herein und nickten mit den Köpfchen. Da vergoss der Königssohn bittere Tränen, die auf Dornröschens Wangen tropften und die der Prinz geschwind wuschte, weil es sich um eine Körperflüssigkeit handelte, die Dornröschen nicht genehm sein könnte. Körperflüssigkeit!

Der Königssohn erschrak ob seiner unreinen Gedanken, und ihm ward angst vor sich selbst. Wieso nur war er als Mann geboren? Er stiess einen Seufzer aus, der im halben Königreich zu vernehmen war, und wollte schon aus der Kammer stürzen, doch konnte er kein Auge von Dornröschens schlafendem Antlitz lassen. Letztens blieb ihm nichts übrig, als neben ihrem Bettchen zu warten. Lieber nicht küssen als falsch!

Durch eine Güte des Geschicks war es aber so bestellt, dass die hundert Jahre just noch in dieser Woche verflossen und der Tag gekommen war, wo Dornröschen die Augen aufschlug. «Wer bist du?», fragte es und blickte den jungen Mann ganz freundlich an. «Man nennt mich Prinz Charming», sagte da der Königssohn. «Aber sag mir doch PC.»